

Mohn: Morpheus' mächtige Medizin

Was wäre die Welt ohne Mohn und seinen Saft, das Opium? Sie wäre auf jeden Fall anders. Die Menschheit wäre nicht nur um eine Backzutat ärmer, was nicht weiter tragisch wäre, sondern auch um ihre stärksten Schmerzmittel, die Opiate, und um Heroin, die gefährlichste unter den Rauschdrogen. Mohn ist eine mächtige Pflanze, die wie keine andere verdeutlicht, wie nahe Heil und Verderben beieinander liegen, und die die Geschichte der Medizin massgebend geprägt hat.

Mohn war nicht immer so verrufen, sein Anbau nicht immer so strengen internationalen und nationalen Kontrollen unterworfen wie heute. In Anbetracht dessen, dass der Mohn eine der ältesten Kulturpflanzen der Welt ist, ist seine verheerende Karriere als Suchtmittel vergleichsweise kurz. Vor gut 100 Jahren wurde Heroin abgewandelt, der Stoff, der so viele Leben grausam beendet hat. Seit Jahrtausenden steht Mohn jedoch als Heilpflanze in allerhöchstem Ansehen – ungebrochen bis heute. Die vielen pathetischen Umschreibungen des Safts aus der Fruchtkapsel (griechisch ópos, lateinisch opium = Pflanzensaft) belegen dies: Laudanum (lat. das Lobenswerte), Theriak, Morpheus' Trost, Aphrodites Tränen oder eben «jener wunderbare Pflanzensaft, der Traurigkeit und Zorn aus dem Herzen vertreibt und alle Übel vergessen lässt», wie schon bei Homer, Odyssee 4. Gesang, zu lesen ist.

Allen Hochkulturen des Altertums war der Schlafmohn bekannt. Die Sumerer, Assyrer, Babylonier und Ägypter verwendeten den Pflanzensaft zu medizinischen Zwecken, wie Opiumspuren in ausgegrabenen Tonvasen, Krügen und Keilschrifttafeln beweisen. Auch in der Küche war er verbreitet. Man nimmt an, dass bereits im 2. Jahrtausend vor Christus der Opiumhandel im östlichen Mittelmeerraum florierte.

Eine Frage des Klimas

Die Familie der Mohngewächse (Papaveraceae), die vermutlich aus Westasien stammt, umfasst etwa 600 Arten. Sie alle weisen einen bitteren Milchsaft auf, der das Vieh davon abhält, die schönen Pflanzen zu fressen. Mehrere Arten enthalten opiathaltige Alkaloide; der weiss blühende Schlafmohn (*Papaver somniferum album*) besitzt die höchste Opiatkonzentration.

Viele Mohnarten gedeihen auch im gemässigten Klima prächtig, z.B. der leuchtend rote Acker- oder Klatschmohn (*Papaver rhoeas*), der etwas kleinere Sandmohn (*Papaver argemone*), der gelbblühende Rätische Mohn (*Papaver rhaeticum*), der Saatmohn (*Papaver dubium*) oder der Scheinmohn (*Papaver erraticum*). Der Anbau von Schlafmohn ist hierzulande völlig harmlos, da sich im Klima der gemässigten Breiten die schmerzstillenden, euphorisierenden und narkotisierenden Wirkstoffe (v. a. Morphin) kaum ausbilden. Ähnlich verhält es sich beim Hanfanbau: Je wärmer das Klima, desto höher ist der Gehalt an berauschenden Substanzen.

Schlafmohn aus dem Kräutergarten

Der zartrosa, rötlich-violett, blau oder weiss-violett blühende Schlafmohn ist, wie alle Mohnpflanzen, anspruchslos, aber sonnenhungrig. Er verschönert als Wildpflanze wie sein roter Kollege, der Klatschmohn, nicht nur Getreidefelder oder Schutthalden, sondern auch den Kräutergarten. Obendrein kann man Blüten und Samenkapseln für den Hausgebrauch ernten. Man sät die Samen im frühen Frühjahr im feuchten Boden aus und drückt sie leicht an. Anfangs liebt er es feucht, braucht aber keine weitere Pflege.

Die Blüten werden als Schmuckdroge für Teemischungen verwendet; sie sind in vielen Fertigkräutertees enthalten. Erntezeit ist von Juni bis August bei trockenem Wetter, am besten vormittags. Sie werden im Schatten getrocknet und in luftdicht verschlossenen Gläsern aufbewahrt. Die Samenkapseln, die sich erst nach der Blüte voll ausbilden, werden wenige Wochen nach dem Abfallen der Blüten geerntet und wie die Blüten getrocknet. Anschliessend schüttelt man die Samen aus den Fruchtkapseln heraus, wozu man sie bündelt, um sie zu «schlagen» bzw. zu «reiten», wie es im Fachjargon heisst.

Österreichische Schmankerl und antike Göttinnen

Im österreichischen Waldviertel zwischen Wien und Linz hat der Mohnanbau seit dem Mittelalter Tradition. Seit dem 13. Jahrhundert ist er durch klösterliche Zehentbücher belegt. Heute beträgt die Anbaufläche im Waldviertel gut 300 ha, was 375000 Strudeln, so die Zeitschrift «natur» 9/97, entsprechen würde. Backwaren mit Mohn (Strudel, Germknödel, u. a.) erfreuen

sich in Österreich, einer böhmischen Tradition folgend, grosser Beliebtheit. Für einen saftigen Mohnstrudel braucht es zirka ein Kilogramm Mohnsamen, d. h. eine Anbaufläche von etwa acht Quadratmetern. Die Samen enthalten zwischen 40 und 50% Öl, das reich an einfach und mehrfach ungesättigten Fettsäuren ist. Es ist für Diabetiker besonders geeignet und wird wegen seiner wertvollen Inhaltsstoffe im Kleinen Doktor empfohlen. Die erste Kaltpressung ergibt ein sehr gutes Salat- und Speiseöl. Aus der zweiten Pressung werden unter anderem Künstlerfarben hergestellt. Vor der Verwendung für Brötchen und Gebäck werden die nussig schmeckenden Samen geröstet. In Asien werden sie für Currys, in Nordindien zum Saucenbinden und in der japanischen Küche in Gewürzmischungen verwendet. Süsse wie salzige Backwaren mit Mohn sind seit dem Altertum weit verbreitet. Die Griechen sollen ausserdem junge Klatschmohnblüten, die auch zum Färben von Tee, Wein und Arzneien dienten, als Salat verzehrt haben.

Wegen ihres Samenreichtums – eine Fruchtkapsel enthält um 2000 Samen – wurden Mohnkapseln in der Antike als Fruchtbarkeitssymbol verehrt. Demeter, Hera, Aphrodite und andere Göttinnen der Antike wurden mit den Kapseln im Arm von Künstlern verewigt. Eine Sage, die sich um Demeter rankt, erfasst die Hauptwirkung des Opiums: Aus Kummer über den Raub ihrer Tochter Persephone verliess die Göttermutter den Olymp und wanderte durch die Welt, bis sie Mohn entdeckte. Der Genuss der Samenkapseln linderte ihren Schmerz und sie schenkte den Mohn den Menschen.

Trost in Morpheus' Armen

Die Wirkung des Mohns wurde mit dem Traumgott Morpheus, dem Sohn des Schlafgotts Hypnos, in Verbindung gebracht. Allen grossen Ärzten von der Antike bis in die Neuzeit, Hippokrates, Galenus, Theophrastus, Hahnemann u.a., galt Opium, der getrocknete Saft des Schlafmohns, als Wundermittel bei Schmerzen, Schlaflosigkeit, Unruhe und Qualen der Seele. Auch wenn die hochwirksamen Opiate nicht im mitteleuropäischen Mohn enthalten sind, so liefert der Milchsaft, der aus den angeritzten Samenkapseln und den Stängeln tritt, doch ein krampflösendes, sanftes Schlafmittel. Die Blüten des Schlaf- und des Klatschmohns enthalten keine morphinhaltigen Alkaloide, wirken aber ebenfalls sanft beruhigend,

schlaffördernd, entspannend und krampflösend. Tee und Sirup aus Mohnblüten werden seit jeher vor allem Kindern zur Behandlung von Schlafstörungen und zur Lösung von Hustenkrämpfen verabreicht. Interessanterweise gibt es ähnliche Erfahrungen mit dem Kalifornischen Mohn (*Eschscholtzia californica*) in der nordamerikanischen Indianermedizin. Mit Opiumtinkturen sollte man selbst nicht hantieren. Ihre Verordnung – bei Koliken, Krämpfen und Schmerzen sowie bei chronischem Durchfall – gehört ausschliesslich in die Hand des Arztes.

Inspiration und Sucht

«Du Inbegriff der holden Schlummersäfte, du Auszug aller tödlich feinen Kräfte» schwärmte einst Goethe über das opiumhaltige Allheilmittel Theriak. Dichter und Denker fühlten sich von jeher vom Stoff der Träume und des Vergessens angezogen. Die Romantiker waren prädestiniert, im Opiumrausch ihre Inspirationsquelle zu sehen, da er ihnen ungeahnte Traumwelten erschloss – und danach ungeahnte Alpträume schuf. Von Homers «Ilias» bis zu Cocteau's «Tagebuch einer Entziehung» strotzt die Literatur nur so an Belegen. Weltberühmt wurden Thomas de Quincey's «Bekenntnisse eines Opiumessers», in denen sich ein halbes Jahrhundert Abhängigkeit manifestiert. An deren Anfang stand die Behandlung neuralgischer Zahnschmerzen. Aber nicht, dass de Quincey sein «Leiden am Opium» verwarf, er verteidigte noch die «Schrecken der Rache» mit dem selbstverschuldeten «Missbrauch der Sanftheit des Opiums».

Novalis, E.T.A. Hoffmann, Poe, Baudelaire, Heine, Cocteau sind nur einige wenige, die als Morphinisten unter den Literaten Karriere machten. Das Beispiel des Arztes und Lyrikers Gottfried Benn veranschaulicht die gefährliche Paradoxie der Opiumsucht: Benn beschrieb seine Erfahrungen in «Der sachliche Bericht vom Glück, ein Morphinist zu sein» und starb an einer Überdosis. Bevor am Anfang des 20. Jahrhunderts nationale und internationale Betäubungsmittelgesetze den «War on drugs» ausriefen, waren nicht wenige Ärzte und Apotheker ihre besten Morphinkunden. Die Gesetze, die den Drogenmissbrauch und Opiatverbrauch in der Schmerzmedizin gleichermassen reglementierten, wiesen den Morphinkonsum zwar massiv in die Schranken, dem Heroin und der sich formierenden Drogenmafia konnten sie

dagegen nichts anhaben, im Gegenteil. Auf die Behandlung chronischer Schmerzen haben sie sich jedoch fatal ausgewirkt.

Opiate in der modernen Schmerzmedizin

In der modernen Opiattherapie, wie sie bei schweren Schmerzzuständen verordnet wird, ist eine Abhängigkeit von Opiaten kein eigentliches Thema mehr. Die moderne medizinische Grundlagen- und Schmerzforschung hat hinlänglich nachgewiesen, dass das Suchtpotential bei Schmerzpatienten verschwindend gering ist. Zu verdanken ist dies auch der 1983 eingeführten retardierenden, d.h. verzögerten Morphindosierung, bei der es nicht zum euphorisierenden Kick des Morphins kommt. Mittels implantierter Morphinpumpen, Pflastern, Kathetern oder auch Tabletten kann heute die Dosierung so stark minimiert und zugleich die Wirkdauer so verlängert werden, dass bei einer relativ geringfügigen Belastung durch Nebenwirkungen Schmerzfreiheit bei selbst schlimmsten Schmerzzuständen erreicht werden kann.

Viele Ärzte, Apotheker, Patienten und Beamte sind jedoch noch immer in alten Vorstellungen verhaftet. Die schmerzmedizinisch indizierte Abgabe von Morphinpräparaten erfolgt zu zögerlich. Dabei müssten Krebs- und Aidspatienten nicht unnötig leiden oder könnten die qualvollen Schmerzen von Rheumatikern und Neuralgikern gelindert und die Krankheit sogar gebessert werden, wenn der Schmerzkreislauf unterbrochen werden würde.

Schlecht und nicht therapierte akute Schmerzen können sich chronifizieren und Fehlsteuerungen auslösen. Starke, ständige Reize hinterlassen im Nervensystem eine Gedächtnisspur, die zur Verselbstständigung des Schmerzes führt und selbst dann unerträgliche Schmerzen signalisiert, wenn die Ursache behoben bzw. gar nicht mehr vorhanden ist. Ein typisches Beispiel sind Phantomschmerzen nach Amputationen. Auch können Wirbelsäulen- und Rückenmark-Verletzungen sowie an sich leicht zu behandelnde postoperative Schmerzen den Einstieg in eine lebenslange Schmerzsymptomatik bilden. In all diesen Fällen wäre die frühzeitige Unterbrechung des Schmerz-Teufelskreises mit Opiaten eine wichtige Therapie, die jedoch in der Mehrheit der Fälle unterbleibt. Obwohl die Möglichkeiten dazu gegeben wären, «ist die ganze Welt in puncto Schmerzmedizin ein Entwicklungsland», wie der Göttinger

Schmerzspezialist Jan Hildebrand konstatiert – und das trotz der jahrtausendelangen Erfahrung mit dem Wirkpotential der «Tränen des Mohns».

IS

Quelle: A. Vogel's Gesundheits-Nachrichten, Teufen AR (Copyright © 2003)

Verlag A. Vogel AG

Postfach 63

CH-9053 Teufen AR

Telefon 071/335 66 66

Fax 071/335 66 88

E-Mail: info@verlag-avogel.ch

Website: <http://www.g-n.ch>